



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Die Wasserflut am Rhein.

---

Als ich nun am nächsten Tag zeitig wieder kam, fand ich zu meinem Erstaunen einen zweiten Kaffer mit meinem Kranken beschäftigt. Ich dachte zunächst, es sei ein Kafferndoktor, der mir da ins Handwerk pflanze, doch nein, es war sein leiblicher Bruder, der aus einem zweiten Kraal zur Hilfe herbeigeeilt war. Auch er trachtete vor allem, den Kopf des Patienten zu reinigen, ging dabei aber viel gründlicher als ich selbst zu Werke; denn er war eben daran, ihn zu rasieren. Dabei hatte er weder Seife noch Rasiermesser; solcher Luxusgegenstände bedurfte er nicht, er rasierte mit G l a s s e r b e n. Soeben hatte er eine Flasche zerichlagen; sie lag noch am Boden. Davon suchte er sich möglichst scharfantierte Scherben aus und rasierte über die rauhe, verwundete und zerichlagene Schädeldecke weg, daß es eine Art hatte. In einem knappen Viertelstündchen war der

wieder zwei Kaffernburschen vor meiner Tür und ersuchten mich, zu ihrem schwerkranken Schwesterchen zu kommen. Der eine der beiden Burschen hatte bloß ein schmutziges Tuch um die Mitte gebunden; über die Schultern hing ihm eine braune Wolldecke, Hand- und Fußgelenke dagegen waren reich mit eisernen Ringen und Kupferdrähten geziert. Der zweite hatte eine Hose an; sie war nach unten zu etwas zu weit. Damit sie ihm beim Gehen nicht so sehr um die Beine schlage, hatte er sie mit einem Tuch unterbunden, am einen Bein mit einem weißen, am zweiten mit einem roten. Es waren zwei stramme Jungen; ich ging sofort mit ihnen.

Bei ihrem Kraale angekommen, fand ich den Vater, einen schon ziemlich bejahrten Heiden, vor der Hütte sitzend. Er trug einen groben Sack um die Lenden und hatte den Kopf mit einem roten Tuch umwickelt, so daß



Neue Tageschule in Czenkoshau.

ganze Kopf blißblank, und nun konnte ich, der weiße Doktor, leicht das übrige tun. Der Patient aber saß da wie ein Stoch; ich dachte, er müsse bei der derben Prozedur rasende Schmerzen haben und halb aus der Haut ausfahren. Ich möchte wissen, was ein Europäer zu solcher Rasur sagen würde. Der Kaffer ist kein solcher Weichling, er zeigt sich bei solchen Anlässen als starken Mann und verzicht keine Miene.

Möglich, daß unser Patient noch etwas mehr als gewöhnlich abgestumpft und gefühllos war. Er zählte nämlich zur Sippe der Hanfraucher. Das sagte mir ein in der Mitte mit einem Rohre versehenes Döhsenhorn, das an einem hölzernen Nagel an der Wand hing. Hanfrauchen wirkt ähnlich wie der Genuß von Opium, und wer einmal diesem Laster huldigt, wird äußerst schwer davon frei. Dieses ominöse Horn sagte mir auch, daß von Befehrung und Taufe meines armen Patienten wenig Hoffnung sei. Ich mußte mich vorläufig damit begnügen, ihm leiblich geholfen zu haben und alles übrige Gott anheimstellen. —

Das Geschäft floriert. Tags darauf standen schon

er fast wie ein Türke aussah. Die Mutter dagegen war ganz anständig gekleidet. Der Kraalbesitzer schien mir fleißig dem Utschwala (Kaffernbier) zuzusprechen; er hatte Augen so rot, wie ein gekochter Krebs. Doch, wo ist das kranke Kind? Das lag neben dem Herdfeuer am Boden und war augenscheinlich schwer krank. Längeres Zuwarten schien mir bedenklich, und so taufte ich es auf den Namen der hl. Martyrin Thekla. Möge das Kind eine getreue Patronin an ihr haben und den Weg zum Himmel finden! Sollte es wieder gesund werden, so würden hier, im heidnischen Kaffernkraal, jedenfalls viele Gefahren auf das arme Wesen warten.

### Die Wasserflut am Rhein.

Nach Christoph von Schmid.

#### 1. Kapitel.

Vor mehr als hundertundfünfzig Jahren lebte in einem freundlichen Dorfe am Rhein der Winzer Martin Braun. Er war ein arbeitamer, gottesfürchtiger Mann,

und nicht minder fromm und tugendsam war seine Ehegattin Ottilie.

Martins Haus, das äußerste vom ganzen Dorf, stand hart am Fluß. Der strebsame Mann hatte eine steinige Erhöhung, die weit ins Flußbett hineinreichte, von unten bis oben mit Weinstöcken bepflanzt, die sehr köstliche Trauben trugen; Ottilie aber benützte die schöne Wiese am Haus zu einer Bleiche. So erwarb sich das mackere Ehepaar das tägliche Brot; überdies lieferte die Wiese das nötige Futter, ein paar Kühe halten zu können, so daß fürs Nötigste gesorgt war. Ein großer, brauner Pudel bewachte im Frühling und Sommer die Bleiche, im Herbst, wenn die Trauben reiften, den Weinberg, und das ganze Jahr hindurch, namentlich in den langen Winternächten, Haus und Hof.

Martin und Ottilie lebten hier glücklich und zufrieden in schönster Eintracht miteinander. Ihr kostbarster Schatz

glück geben. Wirklich trat plötzlich Tauwetter ein, doch man dachte noch an keine unmittelbare Gefahr.

Martin lag mit seiner Familie in tiefem Schlafe. Um Mitternacht wird er plötzlich wach; man läutet Sturm, es krachen Notschüsse, und rings ums Haus hört er ein mächtiges, unheimliches Rauschen. Schnell wirft er sich in seine Kleider und verläßt die Kammer, um zu sehen, was es gebe. In der Wohnstube und im Ausgang reicht ihm das Wasser schon bis an die Knie, und wie er die Haustüre öffnet, bricht ihm ein Wasserstrom mit solcher Gewalt entgegen, daß er davon fast zu Boden gerissen wird.

Schnell eilt er in die Schlafkammer zurück mit dem Ruf: „Ottilie, das Hochwasser ist da! Retten wir vor allem unsere Kinder!“ Halb schlaftrunken und außer sich vor Schrecken zieht die Mutter die nötigsten Kleidungsstücke an, und beide suchen nun ihre Kinder auf die nächste An-



Ein Lied im Walde.

auf Erden waren ihre fünf Kinder, von denen das jüngste noch in der Wiege lag. Diese ihre Kinder gut zu erziehen, war ihnen die größte Herzensangelegenheit. Ihr Grundsatz war: „Bet' und arbeit', Gott hilft allzeit!“ Arbeiten und Beten, sagte Martin, macht uns tauglich für diese und jene Welt. — Einer besonderen Erziehungskunst bedurften diese frommen und fleißigen Eltern nicht; ihr gutes Beispiel wirkte mehr als alle Worte; und die Kinder, die nur Gutes sahen und hörten, wurden wie von selber den Eltern ähnlich. Den ganzen Rheinstrom entlang fand sich vielleicht keine glücklichere und zufriedener Familie.

Doch plötzlich sollten sie von einem schweren Schicksalschlage heimgesucht werden. Es kam ein überaus strenger und kalter Winter, so daß der Fluß hart zugefroren, und überdies fiel der Schnee in solcher Menge, wie man es seit Menschengedenken nicht erlebt hatte. Die älteren Leute sagten oft zu einander, wenn der Eisgang kommt und der Schnee schmilzt, kann es ein großes Un-

glück zu retten. Es ist stockfinster und regnet in Strömen, bei jedem Schritte fürchten sie in dem immer höher anschwellenden Wasser zu versinken. Die Kinder, so plötzlich von den jammernden Eltern aus dem Schlafe geweckt, weinen und schreien laut, und aus allen Häusern im ganzen Dorf erschallt klägliches Jammergeschrei.

Indessen erscheinen oben im Dorf ein paar brennende Pechfackeln; der düsterrote Fackelschein macht die Not und das allgemeine Elend, das man bisher nur gehört hatte, sichtbar. Hunderte von Menschen strengen sich an, dem schauerlichen Tode im Wasser zu entgehen. Überall, wo man nur hinsieht, Jammer, Elend und Not. Hier am niedrigen Fenster einer kleinen Hütte steht eine jammernde Mutter mit ihren laut weinenden Kindern und bietet eines nach dem andern dem Vater hinaus, damit er sie rette, obgleich er, bis an die Brust im reißenden Wasser stehend, sich selber kaum aufrecht halten kann. Dort tragen erwachsene Söhne und Töchter die kranke Mutter aus der Haustüre; andere strecken jammernd die

Arme zum Fenster hinaus. Alles ist in Gefahr, in den reißenden Fluten umzukommen. Mehrere mutige, menschenfreundliche Männer scharen sich zusammen und strengen alle ihre Kräfte an, zu retten, was noch zu retten ist.

Ottilie, auf jedem Arme ein Kind, wird von der Gewalt des Wassers umgerissen; der Vater, ebenfalls mit zwei Kindern beladen, kann ihr nicht helfen. Da, in der höchsten Not, eilen zwei rüstige Männer herbei und bringen Eltern und Kinder nach einer sicheren Anhöhe. Hier schürt man aus Tannenholz ein mächtiges Feuer an, teils um den Schauplatz des allgemeinen Unglücks besser zu erhellen, teils damit die aus dem Wasser Geretteten sich erwärmen und ihre Kleider trocknen könnten.

Als Ottilie, noch ganz außer sich vor Angst und Aufregung, beim Feuer angelangt war und wieder halbwegs zu sich kam, blickte sie eine Weile wie fragend um

massen sind für ein schwaches Weib zu gewaltig. Ich aber will versuchen, das liebe Kind zu retten, und unsere getreuen Nachbarn werden mir gewiß beistehen.“ — „Ja, das wollen wir!“ riefen die zwei Männer, die kurz vorher Ottilie und ihre Kinder gerettet hatten. Sie machten sich mit langen Stangen versehen, um damit den Grund zu untersuchen und sich darauf zu stützen, unverzüglich auf den Weg, und einer von ihnen trug eine brennende Fackel.

Ottilie wollte ihnen nachsehen; die Frauen, die sich inzwischen beim Feuer eingefunden hatten, hielten sie nur mit vieler Mühe zurück. „Habe doch Geduld,“ sagten sie, „und bleib hier, du würdest nur in den sicheren Tod rennen. Die mutigen Männer retten, wenn es nur irgendwie möglich ist, dein Kind gewiß.“

Alle auf der Anhöhe sahen bebenden Herzens den drei Männern nach, bis die Fackel hinter einem Hause ver-



Vorbereitung zu einer photographischen Aufnahme.

sich und rief dann mit Entsetzen: „Wo ist denn mein kleinste Kind, der Kaspar?“ —

Das Kind hatte in der Wiege neben dem Bette der Mutter gelegen, allein das Wasser war so plötzlich und in solcher Menge in die Kammer gedrungen, daß die Wiege zu schwimmen anfing und von der Stelle weggerissen wurde. Die Mutter hatte im Dunkeln gleich nach der Wiege greifen wollen, allein, da sie nicht mehr an der alten Stelle war, glaubte sie, der Vater habe schon das Kind samt der Wiege in Sicherheit gebracht und war daher im ersten Schrecken nur mehr darauf bedacht, die übrigen Kinder zu retten. Jetzt erkannte sie ihren Irrtum, schlug die Hände überm Kopf zusammen und weinte und jammerte, daß es hätte einen Stein erweichen mögen. Sie wollte sich augenblicklich aufmachen und mitten durchs Wasser in ihre Wohnung zurückeilen, ihr liebes Kind zu holen. Doch der Vater hielt sie mit sanfter Gewalt zurück. „Bleib hier, Ottilie,“ sagte er, „du kannst unser Haus nicht mehr erreichen; die Wasser-

schwand. Nun erblickte man nichts mehr von ihnen und hörte man nur noch das furchtbare Rauschen des Wassers, das Heulen des Sturmwindes und von Zeit zu Zeit das Krachen einstürzender Häuser. Da wurde den guten Leuten recht schauerlich zu Mute; alle begannen zu beten und flehten einstimmig mit hoherhobenen Händen: „Habe Erbarmen, o Herr, mit den braven Männern und dem armen Kinde! Steh du ihnen bei und laß sie nicht umkommen in dieser Flut! Du allein kannst sie vom Tode erretten!“

So verging in banger Erwartung eine Stunde und darüber. Ottiliens Angst wuchs mit jedem Augenblicke. Mit innig gefalteten Händen kniete sie unweit des Feuers unter einem Baume. Ein Kind, um das sie eine Schürze geschlagen hatte, hielt sie in den Armen; ein anderes, der kleine Georg, stand im bloßen Hemdchen barfuß neben ihr und zitterte vor Kälte und Frost. Ottilie aber betete aus innerstem Herzensgrunde, so daß ihr zuletzt der helle Angstschweiß auf die Stirne trat.

„Mutter.“ fragte der kleine Georg, der dies im Scheine des Feuers bemerkte, „wie kommt doch das? Du schwifest ja, und mich friert es so arg?“ — Die Mutter ermahnte ihn und sein Schwesterchen Marie, das um ein Jahr älter war, sie sollten auch fleißig beten, daß der Vater wieder komme und ihr kleines Brüderchen mitbringe. Da erhoben die beiden Kinder ihre Händchen zum Himmel und beteten ein Vaterunser nach dem andern.

Endlich kam der Vater, triefend von Wasser und traurigen Angesichtes. Er konnte nicht reden vor Kummer und Schmerz. Einer der beiden Männer, die ihn begleitet hatten, begann: „Werte Frau Nachbarin, es war uns rein unmöglich, Euer Haus zu erreichen. Das Wasser ist zu tief und reizend. Wir wagten uns fast bis an die Schultern hinein und wären beinahe alle drei umgekommen. Uebrigens dürfen wir die Hoffnung noch nicht ganz aufgeben, denn schon vor uns eilten einige entschlossene Männer von Haus zu Haus und haben viele Leute und manches Hausgerät gerettet. Vielleicht befinden sich Wiege und Kind auch darunter.“ Wirklich kamen noch immer Leute, die mit allerlei Gerätschaften beladen waren, auf dem Hügel an. Doch die Wiege kam nirgends zum Vorschein und niemand wußte etwas von dem Kinde.

Die schauerliche Nacht mußte endlich dem Tage weichen, Sturm und Regen ließen nach und die Morgenröthe brach an, doch das brachte nur neuen Jammer unter die um das Feuer versammelten Leute; denn jetzt sahen sie erst, welche furchtbare Verheerungen die Wasserflut angerichtet hatte. Ein großer Teil des einst so freundlichen Dorfes stand nicht mehr. Manches Haus stand mit schiefem, auf einer Seite gesenktem Dache da, und das Wohnhaus des ehrlichen Martin war nebst vielen andern vollständig von der Flut verschlungen worden. Die Leute jammerten um ihre Habe, Mutter Ottilie aber nur um ihr verlorenes Kind. „Ich wollte allen Verlust für nichts achten,“ sagte sie, „wenn ich nur mein liebes Kind wieder hätte.“ Auch der Vater war mehr darüber bekümmert, daß er ein Kind verloren hatte, als daß er mit einem Schlag ein armer Mann geworden war; indes er sagte sich als echter Christ und sprach mit dem Dulder Job: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gebenedeit!“

Mit Tränen in den Augen wandte er sich zu seiner Frau und sprach: „Liebe Ottilie, ergib dich in den heiligen Willen Gottes! Das Unglück ist nun einmal geschehen, daran läßt sich nichts ändern. Bedenke, was Gott tut, ist immer wohlgetan, auch wenn wir es oftmals nicht sogleich einsehen können. Schenk dein liebes Kind ihm; bei ihm im Himmel ist es am besten aufgehoben.“ — Die liebevollen Worte beruhigten die Mutter. Sie begann ihre Tränen zu trocknen und sagte nun ebenfalls: „Ja, der liebe Gott hat es so gefügt; ich will mich in seinen heiligen Willen ergeben.“ Die kleine Marie aber fügte bei: „Nicht wahr Mutter, unser kleines Brüderlein ist nun ein schöner Engel im Himmel oben geworden? Dort ist es viel besser und schöner als hier; da braucht man nicht zu frieren und gibt es keine so bösen Ueberschwemmungen.“

Der kleine Georg aber meinte: „Es ist doch arg, daß unser kleines Brüderlein im Wasser umgekommen ist; auch um unsere zwei Kühe ist es schade, am meisten aber dauert mir der Walbi, unser lustiger Pudel. Der ist sicherlich auch ertrunken, sonst wäre er gewiß hieher gekommen. Ihn beklage ich fast noch mehr, als das tote Brüderlein.“

„Wie kannst du doch so töricht reden!“ herrschte ihn Marie an, der Kleine aber erwiderte. „Nun, das Brüderlein ist ja im Himmel; der Pudel aber kann nicht in den Himmel kommen.“ — So redeten die Kinder in ihrer Unschuld; die Umstehenden aber mußten doch ein wenig lächeln, so traurig sie auch waren.

Inzwischen kamen aus den benachbarten, höher gelegenen Ortschaften, die durch die Ueberschwemmung nicht gelitten hatten, viele Einwohner herbei und brachten den Verunglückten Kleider und Lebensmittel; dergleichen erboten sie sich, die Obdachlosen in ihre Wohnungen aufzunehmen. Das war allen ein großer Trost. Auch Martin war über diese christliche Nächstenliebe hoch erfreut, sagte aber: „Habt Dank, ihr guten Leute! Ich werde aber von eurem freundlichen Anerbieten nur für so lange Gebrauch machen, bis wir uns getrocknet und notdürftig bekleidet haben. Dann aber ziehe ich zu meinem Bruder, der einige Stunden von hier im Gebirge wohnt. Ihr hättet ohnehin nicht Platz für so viele Leute; mein Bruder aber hat ein großes Haus, in dem er mir nebst Weib und Kindern gewiß recht gern ein Plätzchen schenken wird.“

Sobald aber bessere Witterung eintritt und wieder Frühlingsluft weht, kehre ich zurück, und wir wollen dann treulich zusammenhelfen, unsere zerstörten Wohnungen wieder aufzubauen. Seid getroßt! Wenn wir das untrüge tun, läßt es uns der Herr nie an seinem Beistand fehlen. Denkt an mich, dieses große Unglück wird am Ende uns allen noch großen Segen bringen.“

(Fortsetzung folgt.)

### Abendglocke.

Abendglocke, du klingst durchs Land,  
Wie oft hast du deine Töne gesandt  
Hinaus in die stürmische Winternacht  
Und der müden Welt den Frieden gebracht —  
Abendglocke, du klingst durchs Land!

Abendglocke, o klinge fort!  
Klinge hinüber zum fernen Ort,  
Wo unsre Brüder im Felde stehn  
Und fast in heißem Ringen vergehn —  
Abendglocke, o klinge fort!

Abendglocke, du grüße sie! —  
Die sterbend dort sinken in das Knie,  
Die mit des Herzens letztem Schlag  
Der Heimat gedenken bei sinkendem Tag —  
Abendglocke, du grüße sie!

Wilhelm Hermann.

### Gehet zu Joseph!

Eine Abonnentin des „Vergiß-meinnicht“ schreibt: „Wir befanden uns bei Ausbruch des Krieges in großer Not. Die Geschäfte meines Mannes lagen vollständig brach, und wir wußten mit unsern acht Kindern bald nicht mehr, wovon wir leben sollten. Außenstände gab es allerdings genug, aber niemand zahlte. Verwandte halfen uns etwas; Möbel und Teppiche, die wir entbehren konnten, wurden verkauft, und so haben wir uns einen Monat nach dem andern durchgehungert. Novenen hielten wir verschiedene zur lieben Muttergottes, zum hl. Joseph, dem hl. Apostel Judas Thaddäus, den armen Seelen usw., scheinbar ohne Erfolg, doch wir ließen nicht